

(17. Fortsetzung.)

Sie that, als hätte sie seine Worte gar nicht gehört, und doch hatte sie dieselben genau verstanden, ja noch mehr, sie merkte, Böhme hatte ihre Stimmung errathen und er hoffte nun von diesem Spazierritt, daß es ihm und dem Einfluß der Natur gelingen würde, ihr unruhig schlagen- des Herz zu besänftigen. Seit dem Fest neulich im Kasino konnte sie sich kaum wieder, schlaflos hatte sie die Nächte zugebracht, sie war nervös und gereizt und eine starke innere Unruhe hatte sie ergriffen. Täufelnd hatte sie sich die Frage vorgelegt: bist du verliebt? Eben so oft hatte sie dieselbe mit einem Nein beantwortet und ebenso oft hatte sie die Empfindung gehabt, als ob sie sich mit diesem Nein selbst belüge. Und dann dachte sie darüber nach, was ihr denn eigentlich so an Konrätz gefiel. Sie verglich ihn mit den anderen Herren, die in Berlin um ihre Gunst warben. Garboffiziere, Attaches der verschiedenen Gesandtschaften, Künstler und Angehörige der Finanzaristokratie, alle huldigten ihr, und unter diesen gab es viele, die sehr viel hübscher, klüger und eleganter waren als Konrätz. Und doch war ihr, als ge- liefe er ihr von allen, die sich ihr bis- her genähert hatten. Was es der Klang seiner Stimme, der sie gefangen nahm? War es die Blick seiner Augen, war es die Offenheit, die aus seinen Worten sprach, die wirklich von Herzen kommende Bewunderung, die er ihr zollte? Oder lag es nur daran, daß er der einzige war, der ihr, solange wie sie hier war, wirklich den Hof gemacht hatte? Sie wußte es nicht, sie wußte nur, daß sie seit jenem Abend keinen anderen Gedanken hatte als ihn. Sie wollte sich auslachen und sich selbst verspotten, aber es gelang ihr nicht. Sie dachte an die Berliner Gesell- schaft, was würde die sagen, wenn sie erfuhr, daß sie, die reiche und ge- feierte Schönheit, einem simplen Leu- tnant in einer kleinen Stadt ihr Herz geschenkt hätte, daß sie auf ihre Stellung in der Residenz verzichtete, um als kleine Leutnantsfrau hierher zu ziehen, sich den Anordnungen einer Kommandeufe unterzuordnen und fortan an den Kommissposten und den Kaffeegesellschaften theilnehmen? Man würde sie einfach nicht verstehen, und schon hörte sie im Geiste die Stimmen, die da sagten: „Das kann ja nicht ge- hen, ein höchstens zwei Jahre hält sie das Leben dort aus, dann läßt sie sich entweder wieder scheiden oder sie veranlaßt ihren Mann, seinen Ab- schied zu nehmen und mit nach Berlin zu ziehen.“ Man würde sie nicht be- greifen und über sie hinweg einfach zur Tagesordnung übergehen, und dann hätte sie für immer ihre Rolle in der Residenz ausgespielt, denn nur so oft hatte sie es miterlebt, daß derjenige, der einmal, wenn auch nur für kurze Jahre, aus den dortigen tonangeben- den Kreisen verschwunden war, sich nie wieder die Stellung zurückeroberte, die er früher inne gehabt hatte. Diese Er- forderung würde auch sie machen, wenn sich die Prophezeiungen der Gesellschaft erfüllen sollten, wenn sie es wirklich auf die Dauer in der kleinen Stadt nicht ausbiete und wenn sie ihren Mann später wirklich veranlassen sollte, sein- en Abschied einzureichen. Sie war nicht blind, sie machte sich alle Folgen klar, die daraus entstehen würden, wenn sie Konrätz Werbung anaahm, sie stellte sich das Leben der Kleinstadt vor mit seinem ewigen Ein- netz, mit denselben Menschen auf ver- schiedenen Gesellschaften, die sich nur darin von einander unterschieden, daß sie heute hier, morgen dort stattfinden, sie dachte an den ewigen Rangel ge- stiger Anregung, seine Oper, seine Pre- miere, sein Concert, höchstens einmal ein musikalischer Besuch durch die Ba- tillionskapelle oder eine angeblich sehr musikalische Tochter des Hauses. Und plötzlich hatte sie sich dabei er- trappelt, daß ihr dieselben Bedenken noch innewohnen waren, wenn sie daran gedacht hätte, daß vielleicht der Bür- germeister um ihre Hand bitten würde. Woran lag denn das? War die Zu- weigung, die sie im Riden schon lange für ihn gefühlt hatte, doch tieferer, ernstlicher Art, als die plötzlich erwachte Leidenschaft, welche sie für Leutnant Konrätz hegte? Sie war keine läche- liche, veredende Natur, aber trotzdem dachte sie die Bedenken früher schlüssig- lich hatten, lag vielleicht auch daran, daß sie als die Frau des Bürgermeisters doch eine ganz andere Rolle in der Stadt spielen würde, wie als die Frau eines Leutnants? Sie würde das erste Gaud machen, sie konnte in vie- ler Hinsicht tonangebend sein, es war ihr, ja mal bei ihrem Reichthum, die Möglichkeit gegeben, auch den ge- sellschaftlichen Verkehr auf eine höhere Stufe zu bringen und ihren Vätern noch andere Annehmlichkeiten als nur Essen und Trinken zu bieten. Sie konnte sich durch vieles andere den Dank und die Anerkennung der ganzen Ge- sellschaft verdienen, ein sehr dankbares Volk reichlicher, reichlicher Wohlthätigkeit lag vor ihr und das lockte und reizte sie. Es hatte doch oft Stunden

gegeben, wo sie ihr Leben trotz allen Vergnügungen und Zerstreungen der Residenz einsam und leer fand, und so hatte sie sich auch in Gedanken aus- gemalt, wie sie hier zu wirken ver- suchen würde, wenn sie wirklich der- einst das weibliche Oberhaupt der Stadt werden sollte, und der Gedanke an alle ihre Pläne hatte sie froh und glücklich gestimmt. So schwante sie hin und her, ohne sich selbst klar werden zu können. Und doch fühlte sie, lange ertrag sie diese Ungewißheit nicht mehr, sie mußte sich selbst darüber einig wer- den, ob das, was sie für Konrätz empfangen, wirkliche Liebe sei oder nur ein Strohfeuer, das ebenso plötzlich erlöschen würde, wie es entzündet war. „Ich will Konrätz auf die Probe stellen“, hatte sie heute Morgen beschloffen, „ihn und mich, ich will eine Zusammenkunft herbeiführen, ich werde es dahin zu bringen wissen, daß er sich einmal ernsthaft mit mir un- terhält, daß er nicht nur flirrt. Ich will versuchen, ihn als Mensch, nicht nur als Courtmacher kennen zu lernen, und wenn er mir auch dann gefällt, wenn sein Herz auch dann höher schlägt, dann will ich nicht länger zögern, mit einem Ja auf die Frage zu antworten, die er neulich an mich stellte.“ Und damit sie in ihrem Ent- schluß nicht wieder wankend würde, hatte sie gleich zu ihm geschickt und ihn zu einem Spazierritt aufgefordert. Seine Abgabe hatte sie aufs neue verstimmt und mißmuthig gemacht. Noch immer trübten sie im lang- samen Tempo durch den schönen Buchenwald dahin, jetzt ließ sie end- lich ihr Pferd in Schritt zurückfah- ren. „Ach, das thut gut“, meinte sie. „Sie wissen ja gar nicht, wie dankbar ich Ihnen bin, daß Sie mich abholten. Mit dem Groom allein reiten darf ich ja gar nicht, das hat mein Schwager mir auf das strengste verboten, der ängstlich sich ja so wie so, wenn ich auf dem Pferde sitze.“ „Warum begleitet Ihr Herr Schwager Sie eigentlich nie?“ er- kundigte er sie. „Ich glaube, ich habe Sie beide noch nie zusammen gesehen.“ Unwillkürlich lachte sie auf. „Glaube Sie nicht, daß ich eitel bin“, meinte sie, „aber ehe ich mich hoch zu Ross an der Seite von Rosalie sehen lasse.“ „Schön ist die alte Dame ja nicht“, stimmte er ihr bei. „Ich finde sie sogar unerhört und begreife überhaupt nicht, daß ein der- artiger Gaul in der Armeegebildet wird. Ich habe meinem Schwager kürzlich angeboten, ihm ein Pferd zu schenken, aber er lehnte es ab: so- lange er lebe, liebe Rosalie auch, sie beide würden sich nicht von einan- der trennen.“ Und nach einer klei- nen Pause fuhr sie fort: „Sagen Sie, bitte, es bleibt natürlich ganz unter uns, glauben Sie wirklich, daß mein Schwager schon so schnell, wie er es fürchtet, den Abschied erhalten wird?“ „Wer kann es wissen“, antwortete er ausweichend, „ich kenne Offiziere, denen man kein Bataillon zurtraute und die hinterher doch ein Regiment und sogar eine Brigade erhielten. Und andererseits kenne ich Herren, denen man eine glänzende Zukunft prophe- zette und die allen Erwartungen zum Trotz doch ganz plötzlich mit der We- ge gingen. Vorläufig befürchte ich nichts für ihn, zumal ihm alle Vorgesetzten, die seinen Fleiß und seinen Diensteifer anerkennen, sehr freundlich gesinnt sind. Wenigstens hoffe ich das sicher, wenn ich seine Wege wie auch im In- teresse seiner Familie.“ „Und ich hoffe es auch in Ihrem Interesse.“ „Auch meinetwegen?“ fragte er ganz erstaunt. „Ja, auch Ihre wegen“, wiederholte sie. „Über glauben Sie etwa, ich wäre blind und wüßte nicht, wie es zwischen Ihnen und Kelly stünde?“ „Dabei Sie wirklich etwas ge- merzt?“ fragte er aufsehend ganz erstaunt, und dabei lebte ich in der seltsamsten Ueberzeugung, daß kein Mensch auf der Welt auch nur die leiseste Ahnung davon hätte! Wie geht es übrigens dem gnädigen Fräulein?“ fragte er formell. „Das gnädige Fräulein läßt Sie herzlich, nein tausendmal grüßen“, gab sie ihm zur Antwort. „Dann bitte ich, das gnädige Fräu- lein tausendmal wieder zu grüßen und ihr viel Liebes und Schönes von mir zu bestellen.“ „Ich werde mir die denkbar größte Mühe geben. Aber eins möchte ich noch wissen, und Sie dürfen mir meine Worte nicht übelnehmen, aber es ist ja das erstmal, daß wir zusam- men darüber sprechen, und schließlich ist Kelly doch meine Nichte, sogar mei- ne Nichte.“ „Wir denken Sie sich ei- gentlich die Zukunft für Sie beide?“ „Ja, wir betrauen uns, das ist doch sehr einfach“, meinte er lustig. „Aber warum? Was der Liebe allein kann doch kein Mensch leben.“ „Das stimmt, aber das soll uns die gute Laune nicht verderben, kommt

Zeit, kommt Rath. Wenn ich erst die Gewißheit dessen habe, was ich ver- muthe, wenn ich erst wirklich weiß, daß Kelly mich liebt, das heißt wissen thue ich das jetzt schon, aber gesagt hat sie es mir noch nicht, weil ich sie auch noch nicht danach gefragt habe, und ich frage sie erst, wenn ihr Vater mein bester Freund geworden ist.“ „Wenn Sie da nur nicht zu lange warten müssen.“ „Eine innere Stimme sagt mir, daß dieser Freitagabend bald kommt. Aber ich wollte sagen, wenn ich erst Kellys Jawort habe, dann findet sich das andere schon von selbst. Sie ten- nen ja auch sicher das schöne Wort: Wenn zwei sich lieben von ganzem Herzen, die müssen ertragen Trennung und Schmerzen; wenn zwei sich lieben mit Gottesflammen, geschieht ein Wunder und führt sie zusammen.“ „Das Leben ist theuer“, meinte sie. „Das kommt auf die Ansprüche an, gnädige Frau. Ich habe einmal einen reichen Kaufmann kennen ge- lernt, der erzählte mir, wie er sich emporgearbeitet hätte. Der sagte mir, zuerst wäre er jeden Abend nach Bu- reaufschluß zu Fuß nach Haus gegan- gen. Dann hätte er sich den Omnibus erlaubt, nach langen Jahren eine Droschke und endlich ein eigenes Ge- spann, aber am glücklichsten sei er doch gewesen, als er zu Fuß nach Haus ge- gangen wäre. Ein neuer Beweis da- für, daß man auch ohne Geld sehr glücklich sein kann.“ „Geld ist Pflicht“, pflichtete sie ihm bei. Sie betrachtete ihn mit freundlichen Blicken. Er hatte ihr immer sehr gut gefallen und sie begriff Kellys Wahl vollständig. Und sie nahm sich in die- sem Augenblick aufs neue vor, wenn es erst so weit wäre, nach besten Kräften für die Zukunft der beiden zu sorgen. Sie freute sich über seine frische Art, ganz besonders aber über die Zuversicht, mit der er von einer Ver- mählung zwischen sich und ihrem Schwager sprach. Sie wurde neugierig, wie er das Kunststück fertig bring- en wollte und so fragte sie denn: „Kelly macht sich die größte Sorge, daß ihr Vater niemals seine Einwilli- gung geben wird, sie ist in der Hin- sicht ebenso verzagt, wie Sie zuver- sichtlich sind. Wollen Sie mir nicht verrathen, wie Sie sich eine Ausfüh- rung denken?“ „Offen gestanden, habe ich davon noch gar keine Ahnung. Aber auch hier heißt es: kommt Zeit, kommt Rath. Darüber zerbreche ich mir heute noch nicht den Kopf. Wenn ich weiter keine Sorgen hätte.“ „Was haben Sie denn?“ erkundigte sie sich theilnehmend. „Ja, meine Gnädigste, das kann ich Ihnen leider nicht so ohne weiteres sagen. Lust hätte ich allerdings schon, mich Ihnen anzuvertrauen, denn wenn mir überhaupt noch ein Mensch raten und helfen kann, sind Sie es.“ „Wirklich?“ fragte sie freudig über- rascht. Es schmeichelte ihrer Eitelkeit, daß Böhme ihr so viel Vertrauen ein- gegenbrachte und daß gerade sie allein ihm helfen konnte. Vor allem aber war auch ihre Neugierde erwacht. „Bitte, sprechen Sie, Herr Leu- tnant. Und alles, was Sie sagen, bleibt unter uns, selbst Kelly wird nicht davon erfahren, wenn Sie es nicht wünschen, davon können Sie überzeugt sein. Glauben Sie mir, Sie können mir trauen, ich bin Ihnen ja doch auch schließlich keine Fremde mehr. Wie lange wird es noch dauern, da sind wir sogar durch Kelly mitein- ander verwandt, dann bin ich doch Ihre alte Tante.“ „Und ich alter Onkel, Pardons, mein, Ihr junger Neffe, nein, Ihr junger Vetter. Sie müssen nämlich wis- sen, gnädige Frau, mit allem, was Verwandtschaft heißt, finde ich mich nicht zurecht, besonders seitdem eine alte Großtante dritten Grades mir einmal auseinandergesetzt hat, warum ich eigentlich gar nicht mit ihr ver- wandt wäre, obgleich mein richtiger Vetter ihr richtiger Neffe sei. Das habe ich nicht begriffen, ja, noch mehr von dem Tage an bin ich für alles, was Verwandtschaft heißt, begriffs- los. Ich glaube sogar, ich kann nicht einmal mehr einen Onkel von einer Tante unterscheiden, Pardons, ich meine natürlich einen Neffen von einer Nichte.“ „Ich denke, Sie haben Sorgen?“ erkundigte sie sich ganz erstaunt, als er so lustig darauflos plauderte. „Das habe ich auch, sogar sehr ernstliche“, wiederholte er mit düste- rem Mien. „So, meine Gnädigste, nun geht's los“, sagte er sich, „nun habe ich Sie so ungefähr da, wo ich Sie haben wollte. Sie können schon wieder lä- cheln. Ihre Neugierde ist auf das höchste gespannt, nun kommt es nur darauf an, schlaue zu sein, damit die Sache nicht gleich von vornerein schief geht. Bis zu dieser Stunde habe ich mir eigentlich immer einbe- billet, die Perle eines Adjutanten zu sein, nun aber sehe ich ein, daß mir für diesen verantwortlichen Posten doch noch große Kenntnisse fehlen. Ich hätte eigentlich nicht nur in Pola- dam die Artzschule, sondern in Ber-“

lin auch noch einen Kursus bei einer geschäftsmäßigen Heirathsvermittlerin durchmachen müssen. Kein Mensch kann in seiner Jugend genug lernen und man kann nie wissen, wie man seine Kenntnisse einmal verwerthen kann.“ „Sie wollten Vertrauen zu mir ha- ben, Herr Leutnant“, mahnte Frau Konstanze. „So, nur Mut“, dachte Böhme, dann sagte er: „Pardon, meine gnä- dige Frau, ich dachte nur darüber nach, wie ich das, was mich beschäf- tigt, diplomatisch einleiten soll. Ich möchte nicht gleich mit der Thür ins Haus fallen.“ „Das hat aber zuweilen auch seine großen Vorzüge.“ „Na, ganz wie du willst“, dachte Böhme, „mir soll es recht sein.“ Dann fragte er ohne jeden weiteren Uebergang: „Sagen Sie, bitte, mal, gnädige Frau, haben Sie schon ein- mal in Ihrem Leben jemand verhei- ratet?“ „Sie sah ihn groß an. „Ob ich was habe? Jemand verheiratet?“ „Na ja, da haben wir's ja“, sagte er anscheinend sehr ärgerlich. „Erst geben Sie mir den guten Rath, gleich mit der Thür ins Haus zu fallen, und wenn ich es thue, dann ist es auch wieder nicht recht.“ „Doch ist es recht“, beruhigte sie ihn, „aber Sie werden begreifen, daß mich Ihre Frage im ersten Augenblick überrascht hat.“ „Das sehe ich eigentlich nicht ein“, meinte er. „Wäre es denn etwas so Selbstfames, wenn Sie schon einmal dabei geholfen hätten, eine Ehe zu stiften? Die gute Vorsehung zu spie- len hat doch von jeder den Frauen das größte Vergnügen bereitet.“ „Das stimmt.“ „Na also. Und ich möchte darauf wetten, daß Sie dieses Vergnügen nicht nur vom Hörensagen, sondern aus ureigenster Erfahrung kennen.“ Ein leises Lächeln umspielte ihren Mund. „Das allerdings.“ „Dann ist ja alles in schönster Ord- nung!“ rief er lustig. „Da habe ich mich ja gerade an die richtige Adresse gewandt. Und nun thun Sie mir, bitte, den Gefallen, gnädige Frau, und sagen Sie mir mal, wie macht man denn so etwas eigentlich!“ „Wollen Sie denn etwa auch die gute Vorsehung spielen?“ fragte sie ganz überaus. „Von Wollen ist gar nicht die Rede“, erwiderte er ernsthaft. „Ich muß sogar. Ich habe mir nämlich mein Wort gegeben, die beiden glück- lich zu machen, und deshalb bitte ich Sie, gnädige Frau, halten Sie mir ein kleines Privatissimum über das Thema: Die Kunst, einen Menschen gegen seinen Willen glücklich zu machen.“ „Wer will denn von Ihnen beiden Schlingeln nicht?“ erkundigte sie sich neugierig. „Er oder sie?“ „Natürlich sie nicht, gnädige Frau. Er will schon, sogar brennend gern.“ „Wer ist es denn, ein Kamerad?“ „Ausnahmsweise nicht. Aber ein sehr lieber Freund. Heute Mittag kam er zu mir, um mir sein Leid zu klagen. Denken Sie nur, gnädige Frau, der Mensch setzt ein solches Vertrauen in mich, daß er deswegen extra zu mir kommt.“ „Von außerhalb?“ fragte sie inter- essirt. „Selbstverständlich. Sogar sehr von außerhalb“, leg er. „Stundenlang ist er mit der Bahn gefahren, nur, um mich zu fragen, was jetzt werden sollte.“ „Und was haben Sie ihm geant- wortet?“ „Ich müßte es mit Ihnen darüber Rücksprache nehmen, denn Frauen wüßten in solchen Angelegenheiten viel besser Bescheid als wir Männer.“ „Wirklich haben Sie da so unrecht nicht“, stimmte sie ihm bei, „aber ehe ich Ihnen raten kann, muß ich erst die Geschichte Ihres Freundes ken- nen.“ „Sie ist kurz und schmerzlos, mein, kurz und schmerzhaft. Der liebe Freund ist natürlich bis über beide Ohren verliebt.“ „Das kann ich mir denken. Und selbstverständlich in ein sehr schönes junges Mädchen.“ „Doch nicht ganz, gnädige Frau. Es handelt sich nicht um ein junges Mädchen, sondern um eine sehr schöne junge Wittve.“ „Ach! Unwillkürlich war ihr dieser Ausruf entglitten, nun ruckte sie, er sprach von Konrätz. Der hatte ihn gebeten, einmal in Erfahrung zu brin- gen, wie sie über ihn dachte und ob er sich Hoffnungen machen könnte. Kon- rätz hatte ihr selbst neulich zugeredet, daß Böhme ihm Rath zusprechen habe, ihr den Hof zu machen, da war es ja doch eigentlich nicht weiter ver- wunderlich, daß er nun für den Ka- meraden als Vertrauter auftrat. Böhme that, als hätte er den Aus- ruf ihres Erstaunens gar nicht ge- hört. „Worth du Waise!“ dachte er, „um so besser“, dann fuhr er fort: „Ja, denken Sie sich, meine Gnä- digste, er hat sich in eine junge Wittve verliebt, denn für ein junges

Mädchen wäre er selbst seinen Jah- ren nach nicht mehr jung genug und vor allen Dingen wäre er für die in seinem Wesen auch zu ernst und zu ruhig. Na, um die Sache kurz zu machen: er hat sich um die Gunst der Dame beworben, so auf seine Art, nicht wie der berühmte Weichenfres- ser mit leeren Redensarten und faden Komplimenten, sondern so, wie ein ernster, gereifter Mann um eine schöne Frau wirbt, die trotz ihrer Jugend das Leben und den Ernst des Lebens schon kennen lernte.“ „Böhme, das hast du wieder einmal sehr gut gemacht“, lobte er sich. „Ich bin jetzt nur begierig, was Frau Kon- stanze antworten wird.“ „Aber die antwortete vorläufig gar nichts, der Schreden hatte sie ge- lähmt: mit einem Male begriff sie, von wem der Adjutant sprach, daß er für den Bürgermeister bei ihr warb, daß er Konrätz zu verdrängen suchte. Wie kam er dazu, sich in ihre Herzensangelegenheiten zu mi- schen? Und vor allen Dingen, er hatte doch selbst Konrätz, wie dieser ja offen eingekandt, zugeredet, sich ihr zu nähern, ihr den Hof zu ma- chen, und jetzt, da er es gethan, da er ihr Herz fast erobert hatte, ver- suchte Böhme plötzlich wieder, die Be- werbung Konrätz zu vereiteln? Was sollte das doppelte Spiel? Hatte er es vielleicht nur eingeleitet, um den Bürgermeister eifersüchtig zu machen und diesen zu einem schnelleren Vor- gehen zu veranlassen? Sie begriff ihn nicht. Böhme ließ ihr Zeit, sich seine Worte zu überlegen, aber als sie dann noch immer schwieg, meinte er: „Die Sache scheint Sie nicht beson- ders zu interessieren, gnädige Frau?“ „Doch“, fuhr sie aus ihren Ge- danken empor, „bitte, erzählen Sie weiter.“ „Es ist nicht mehr viel zu berich- ten. Ich sagte schon in welcher Art der Freund um die Hand der schönen Frau warb, und schon glaubte er seiner Sache sicher zu sein, da entzog sie ihm ihre Hand. Und wissen Sie was?“ „Ich kann es mir denken. Er wird eine andere in ihrer Gegenwart zu sehr ausgezeichnet haben.“ „Verrathung, dein Name ist Weib“, dachte Böhme, dann sagte er: „Sie kennen meinen Freund nicht, gnädige Frau, sonst würden Sie wissen, daß Sie ihm mit diesem Wort bitter un- recht thun. Er ist kein Schmetter- ling mehr, der von einer Blume zur andern flattert, der heute die an- schwärmt und morgen die, dessen Herz schon höher schlägt, wenn er überhaupt nur eine schöne Frau sieht, der schon halb die Besinnung ver- liert, wenn er nur seidene Kleider rauchen hört und Diamanten blitzen sieht. Nein, gnädige Frau, er liebt die schöne Frau wirklich, er dachte nicht daran, einer anderen die Cour zu machen, aber sie, die junge Witt- ve, ließ sich plötzlich von einem an- deren den Hof machen, und zwar gründlich.“ „So, das kannst du dir nun erst mal wieder zu Gemüthe führen“, dachte Böhme. „Ueberleg die meine Worte mal, ich habe Zeit, ich werde inzwischen eine Pappirus rauchen.“ Endlich warf er den Rest seiner Cigarette fort und dann fragte er, als hätte gar keine Pause in der Un- terhaltung stattgefunden: „Können Sie sich so etwas vorstellen?“ „Warum nicht?“ fragte sie trocken. „Wenn der andere ihr vielleicht besser gefiel als Ihr Freund, warum sollte sie sich da nicht von ihm den Hof machen lassen?“ „Aber dabei blieb es ja gar nicht!“ rief er. „Sie verliebte sich wirklich in ihn, oder besser gesagt, sie glaubte, ihn wirklich zu lieben.“ „Woher wissen Sie, daß ihre Liebe nicht echt war?“ fragte sie ganz gegen ihren Willen. „Ich weiß gar nichts“, verteidigte er sich. „Ich erzähle nur wieder, was

der Freund mir berichtete, der die bei- den kürzlich eines Abends beobachtete und dem es dabei klar wurde, daß die schöne Frau im Begriff war, sich dauernd von ihm abzuwenden.“ „Wenn Ihr Freund die Dame wirk- lich liebt, dann muß er auch ihren Verlust ertragen können, dann muß er nicht nur an sich, sondern in erster Linie an die junge Wittve denken. Die Hauptsache ist doch, daß sie glück- lich wird.“ „Ich weiß nicht, gnädige Frau, ob Sie das Wort von Leo Tolstoi ken- nen: alle Liebe ist Egoismus, und die leidenschaftliche Liebe ist der trassete Egoismus. Nun dürfen Sie auch nicht von meinem Freund ver- langen, daß er die Frau, um die er selbst wirbt, ohne zu klagen und zu murren, einem anderen überläßt. Und doch hätte er es sicher gethan, wenn er die feste Ueberzeugung hätte, daß sie mit dem anderen wirklich glücklich würde.“ „Und warum glaubt er das nicht?“ Sie wagte es schon lange nicht mehr, ihn anzusehen, sondern ritt, den Wid- zu Boden gesenkt, neben ihm her. Das war eine heisse Frage; nie und nimmer durfte er Konrätz in den Augen seiner Begleiterin herab- setzen, unter keinen Umständen durfte er den irgendwie schlecht machen, um dadurch den anderen in ein besseres Licht zu stellen. Das wäre nicht nur ununterarbeitsfähig, sondern einfach schlecht gewesen. So meinte er denn: „Mein Freund hat sich mir gegenüber den Ridalen nicht ausgesprochen, so kann auch ich Ihnen diese Frage nicht beantworten. Ich weiß nur soviel, daß es sich um einen verhältnismäßig noch sehr jungen Leutnant handelt, und da sagen Sie bitte selbst, gnädige Frau, könnten Sie sich jemals ernstlich in einen jungen Offizier verlieben? Glauben Sie wirklich, daß Sie an seiner Seite dauernd das Glück fän- den, das Sie suchen? Eine Frau wie Sie, die gewohnt ist, zu herrschen, überall, wo sie sich nur setzen läßt, die erste Rolle zu spielen, die es gar nicht anders kennt, als daß jeder ihr hul- digt — glauben Sie, daß Sie es auf die Dauer ertragen würden, eine ein- fache Leutnantsfrau zu sein, die sich in allem nach dem im Regiment herr- schenden Ton richten muß, wenn sie sich nicht selbst und ihrem Mann große Unannehmlichkeiten und Verdruß be- reiten will? Die Kameradschaft er- fordert, daß auch der Reiche bescheiden lebt und seinen Luxus und Aufwand treibt, daß er sich nach den Verhält- nissen der anderen richtet. Ich bin lange genug Offizier, um Ihnen es- timate Beispiele erzählen zu können, wie manche reiche, verdorbene Frau nicht nur auf Pferd und Wagen, son- dern auf glänzende Toiletten hat ver- zichten müssen, weil diese böses Blut machten und die anderen Damen des Regiments zu Ausgaben veranlaßten, die deren Mittel überschritten. Man- cher wird das unbedeutend finden, vom kameradschaftlichen Standpunkt aus ist es aber vollkommen richtig.“ „Wenn ich den Leutnant wirklich liebte, wäre mir das alles ganz einer- lei.“ „Wenn, ja wenn — aber ich hat Sie doch gerade, mir zu sagen, ob Sie glauben, daß Sie sich ernstlich in einen Leutnant verlieben könnten.“ Wieder schwieg sie eine ganze Weile; alle Bedenken, die er äußerte, hatte sie sich selbst schon klargemacht, aber trotzdem, wenn sie ihn wirklich liebte, wollte sie ihm auch jedes Opfer bringen. Aber wiederum stiegen jetzt die Zweifel in ihr auf: liebt du ihn so leidenschaftlich, daß du seinetwegen, wenn auch nicht auf alles, so doch auf vieles verzichten kannst? „Sie sind mir die Antwort noch schuldig, gnädige Frau.“ „Ich weiß es nicht“, flüsterte sie kaum hörbar. (Fortsetzung folgt.)



Metella: „Ach, wo wir sind von Adel, müssen wir auch führen ein großes Gaud!“ Bild: „Wir hängt, Gaud?“ „In Valais werden wir führen!“